

Katja Mellmann

Literatur als emotionale Attrappe Eine evolutionspsychologische Lösung des »paradox of fiction«

Ausgehend von der Beobachtung, daß die emotionale Reaktion auf fiktionale Stimuli einigen alltagspsychologischen Vorannahmen widerspricht, wird ein psychologisches Emotionsmodell entwickelt, das Theorieangebote der Verhaltensforschung und der biologischen Evolutionstheorie aufgreift und erklären kann, warum wir überhaupt Emotionen in bezug auf Literatur erleben. Emotionale Wirkungen von Literatur werden dabei heuristisch gleichgesetzt mit der Wirkung von Attrappen. Anschließend wird die Primärunterscheidung realer und fiktionaler Stimuli an Hand typisierter Beispiele aufgelöst zugunsten einer emotionsspezifischen Betrachtungsweise, die nach der jeweiligen emotionalen Qualität bestimmter Textstimuli fragt und aus ihr eine entwicklungs geschichtlich plausible, adaptive Verlaufswahrscheinlichkeit des jeweiligen Emotionsprogramms ableitet.

On observing that our emotional response to fictional stimuli is not in accordance with certain psychological »folk beliefs«, a psychological model of emotions is developed by adopting a variety of suppositions and results from ethology and Darwinian evolutionary biology. This model will be used to explain why we experience emotions at all in response to literary texts. To this end, the emotional effects literature has on readers are heuristically compared with »surrogate (or, stimulus model) effects«. Also, with the help of typified examples of emotional involvement, the primal distinction between real and fictional stimuli will then be dissolved, and it will be replaced with an emotion-specific method of investigation, questioning the particular emotional quality of a certain textual stimulus, and deriving from it an evolutionarily plausible, adaptive likelihood for the course of the emotion program in question.

1975 wurde in einer philosophischen Fachzeitschrift die Frage aufgeworfen, warum uns das Schicksal literarischer Helden so tief bewegt, obwohl wir doch wissen, daß die betreffenden Ereignisse nie tatsächlich stattgefunden haben.¹ Emotionale Anteilnahme sei im Menschen zwar instinkthaft angelegt, meint der Autor Colin Radford, aber doch abhängig von der Bedingung, daß wir an die Existenz des betreffenden Gegenübers glauben. Er kann an einer Reihe von Beispielen zeigen, daß sich die Qualität unserer emotionalen Einstellung gegenüber Erzählungen in Abhängigkeit von einer je anderen Zusatzinformation über die Faktizität der erzählten Geschichte verändert. Er stellt aber auch fest, daß die Gefühle, die wir fiktiven Figuren gegenüber hegen, zwar nicht identisch sind mit den Gefühlen, die wir in vergleichbaren nichtfiktionalen Situationen erleben, daß sie jedoch eine

¹ Colin Radford: How Can We Be Moved by the Fate of Anna Karenina? In: Proceedings of the Aristotelian Society, Suppl. 49 (1975), 67-80.

frappierende Ähnlichkeit mit diesen haben.² Radford bietet in seinem Aufsatz keine Lösung des von ihm beobachteten Problems, sondern kommt zu dem resignativen Schluß, daß eine Erklärung dieser völlig natürlich anmutenden Verhaltensweise uns zwangsläufig in Widersprüche verstricke.

Mit der breiteren Rezeption der Kognitionswissenschaften in Philosophie und Geisteswissenschaften hat das von Radford aufgeworfene Problem unter dem Titel des »paradox of fiction« eine umfangreich dokumentierte Renaissance erlebt.³ In den neueren Aufsätzen zum Thema wird der von ihm unterstellte Widerspruch nun in Form von drei Propositionen entfaltet und explizit gemacht:

- (a) We often have emotions for fictional characters and situations known to be purely fictional.
- (b) Emotions for objects logically presuppose beliefs in the existence and features of those objects.
- (c) We do not harbor beliefs in the existence and features of objects known to be fictional.⁴

Es mag erstaunen, daß die in den Propositionen (a) und (c) enthaltenen Erfahrungsbefunde nicht einfach als Widerlegung der in Proposition (b) ausgedrückten Gesetzmäßigkeit gewertet werden. Zwar stellte bereits eine im selben Band der Zeitschrift erschienene Replik auf Radford die Frage:

[I]f it is claimed that we are moved in those ways by fictional characters, why shouldn't this be used to show that such a necessary condition doesn't exist?⁵

Und auch einige wenige⁶ der zahlreichen neueren Beiträge zum »paradox of fiction« vertreten die Ansicht, daß der Fehler in der Annahme (b) liege: Sie

² Radford: How Can We Be Moved (Anm. 1), 75-78.

³ Für eine schnelle Orientierung s. Jerrold Levinson: Emotion in Response to Art. In: Mette Hjort, Sue Laver (Hg.): Emotion and the Arts. New York, Oxford 1997, 20-34; ferner Simone Winko: Kodierte Gefühle. Zu einer Poetik der Emotionen in lyrischen und poetologischen Texten um 1900 (Allgemeine Literaturwissenschaft 7). Berlin 2003, 37-40.

⁴ Levinson: Emotion in Response to Art (Anm. 3), 22f.; vgl. auch Mette Hjort, Sue Laver: Introduction. In: M. H., S. L. (Hg.): Emotion and the Arts. New York, Oxford 1997, 3-19; hier 11.

⁵ Michael Weston: How Can We Be Moved by the Fate of Anna Karenina? In: Proceedings of the Aristotelian Society, Suppl. 49 (1975), 81-93; hier 81.

⁶ Z.B. John Morreal: Fear Without Belief. In: The Journal of Philosophy 90/7 (1993), 359-366. Ebenfalls gegen (b) gerichtet, allerdings vornehmlich semiologisch argumentierend, Richard Walsh: Why We Wept for Little Nell. Character and Emotional Involvement. In: Narrative 5/3 (1997), 306-321. Er wendet sich gegen das in der philosophischen Ästhetik immer noch dominante »mimetische Modell«, in welchem Fiktionen als mimetische Repräsentationen von Wirklichem angesehen und ihre Wirkungen als Illusionswirkungen aufgefaßt werden. Er selbst beruft sich auf den Ansatz des Strukturalismus und Formalismus, demzufolge fiktive Figuren und Gegenstände lediglich als Merkmalsträger, nicht als Nach-

wenden sich in erster Linie gegen die radikalkognitivistische Annahme, daß propositional verfaßtes Wissen wie das der Existenzüberzeugung (»belief«) an der Entstehung von emotionalen Reaktionen notwendig beteiligt sei, und bringen Beispiele spontaner (unreflektierter) Gefühlsreaktionen in Anschlag. Doch haben solche Stimmen bislang noch nicht zu einer Beschließung der Debatte beitragen können. Der Grund liegt meines Erachtens darin, daß weder diejenigen Stellungnahmen, die die Proposition (b) anzweifeln, noch diejenigen, die (a) oder (c) umformulieren oder weiter differenzieren (am prominentesten wohl die Thesen des »make-believe« oder der »willing suspension of disbelief«), mit einer expliziten psychologischen Emotionstheorie verbunden sind. Der »cognitive turn« in den Geisteswissenschaften hat zwar bewirkt, daß Kulturwissenschaften und Philosophie sich nun mit vermehrtem Interesse dem menschlichen Geist als Forschungsgegenstand zuwenden, aber er hat nicht zu einer transdisziplinären Arbeitsweise geführt, in der die Erkenntnisse derjenigen Wissenschaftsdisziplinen, die sich traditioneller Weise mit Fragen der menschlichen Psyche befassen, angemessen berücksichtigt würden.

Ein Beispiel: Der zunächst berechtigte Einwand gegen die »antijudgmentalist solution« des Fiktionsparadoxons – d.i. gegen die Angriffe auf (b) –, den Jerrold Levinsons in seinem Forschungsüberblick vorbringt,⁷ lautet: Die in unserer Reaktion auf fiktionale Literatur involvierten Emotionen wie Mitleid, Kummer, Liebe, Bewunderung, Ärger, Haß und Hoffnung seien von so hoher kognitiver Komplexität, daß man sie nicht ohne weiteres mit reflex- oder instinkthaften Affektreaktionen wie Schrecken, Ekel, Spinnen- und Schlangenangst oder anderen »irrationalen« Gefühlen wie misogynen Affekten u.ä. vergleichen könne. Problematischer ist seine Schlußfolgerung, daß, sobald eine – und sei es auch irgendwie »schwächere« – Form von Kognition beteiligt sei, diese nicht ohne eine implizite Existenzüberzeugung denkbar sei:

When we *view* or *conceive* an object as having such and such properties, whether or not we strictly *believe* that it does, we must, on pain of incoherence, be *taking* said object to exist or be *regarding* it as existent. For nothing can coherently be viewed or conceived as having properties without at the same time being treated as existent.⁸

ahmungen definiert werden. Emotionen seien Teil des Verstehensprozesses, keine Illusionswirkungen. Entsprechend seien zwei verschiedene Aspekte der emotionalen Beteiligung zu unterscheiden: die Evaluation der emotionalen Signifikanz und der Glaube an das wirkliche Vorhandensein des Objektes, dem diese Signifikanz zukommt. Ähnlich Christopher New: *Philosophy of Literature. An Introduction*. London, New York 1999, 53-68; bes. 59-64.

⁷ Levinson: *Emotion in Response to Art* (Anm. 3), 24.

⁸ Levinson: *Emotion in Response to Art* (Anm. 3), 24f.

Das ist weder falsch noch richtig, solange keine psychologischen Mechanismen konkretisiert und hypostasiert werden, die für bestimmte kognitive Funktionen (wie die der Wahrnehmung einerseits und des »belief« andererseits) verantwortlich sein sollen.⁹ Das Problem liegt ganz offensichtlich darin, daß man in (analytischer) Philosophie und Geisteswissenschaft von Begriffen ausgeht, nicht von psychologischen Modellen.¹⁰ Dabei schreckt man selbst vor tautologisch anmutenden Sätzen wie »The paradox of fiction is proof against antijudgmentalist dissolution«¹¹ nicht zurück.

Levinsons eigene Lösung, die »make-believe, or imaginary, solution«, wendet sich gegen Proposition (a) und lautet folgendermaßen: Wir erleben gegenüber fiktionaler Literatur keine Emotionen im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern lediglich imaginierte Emotionen (»imaginary, or make-believe, emotions«). Sie unterscheiden sich von den Standardemotionen laut Levinson dadurch, daß keine Konsequenzen für Motivation und Verhalten mit ihnen verbunden sind:

Make-believedly experiencing fear, say, is enough like really experiencing fear, especially internally, that it is easily confused with it, and yet make-believedly experiencing fear can be reconciled, while really experiencing fear cannot, with the absence of existential endorsement and motivational upshot vis-à-vis the fictions that are feared. In this way the paradox of fiction is finally resolved.¹²

⁹ Der »cognitive turn« in den Geisteswissenschaften sparte ein wichtiges Element der kognitionswissenschaftlichen Argumentation aus: den grundsätzlich functionalistischen Denkansatz (vgl. Neil Stillings u.a.: *Cognitive Science. An Introduction*. Cambridge, London 1987, 1-6), der es erlaubt, von einer beobachtbaren kognitiven Funktion hypothetisch auf einen entsprechenden Mechanismus rückzuschließen, und sich daher als hochgradig anschlussfähig für die evolutionspsychologische Frage nach dem adaptiven Problem, das der betreffende Mechanismus löst (vgl. John Tooby, Leda Cosmides: *The Psychological Foundations of Culture*. In: Jerome H. Barkow, L. C., J. T. [Hg.]: *The Adapted Mind. Evolutionary Psychology and the Generation of Culture*. New York, Oxford 1992, 19-136; hier 73), erwiesen hat. Der radikale Kognitivismus in den Geisteswissenschaften hingegen behandelt den menschlichen Geist noch immer als »black box«, d.h. er ist behavioristisch insofern, als er als Argumentationsbasis einzig beobachtbares (d.i. sprachliches und bewußt-kognitives) Verhalten akzeptiert. – Einen informativen Überblick zum radikalen Kognitivismus mit dem kritischen Hinweis auf das »kognitive Unbewußte« gibt Joseph LeDoux: *Das Netz der Gefühle. Wie Emotionen entstehen*. München 2001, 29-31.

¹⁰ Diese Unsitte, auf begriffliche Konsistenz (Kohärenztheorie von Wahrheit) mehr Wert zu legen als auf eine – freilich hypothetische – Wirklichkeitskorrespondenz (Korrespondenztheorie von Wahrheit), schlägt sich auch in dem vielfach bemerkten Mißbrauch des Wortes »Theorie« in den neueren Geisteswissenschaften nieder.

¹¹ Levinson: *Emotion in Response to Art* (Anm. 3), 24.

¹² Levinson: *Emotion in Response to Art* (Anm. 3), 26.

Diese ›Lösung‹ aber ist eine rein begriffliche Lösung, keine Lösung in der Sache, denn was genau hat man sich unter ›imaginierten Emotionen‹ vorzustellen?¹³

Levinsons Lösung ist nur *ein* Beispiel in einer Reihe weiterer mehr oder weniger ähnlicher Vorschläge aus dem Bereich der »make-believe«-Theorie. Sie alle sind keinesfalls unsinnig, sondern für sich genommen durchaus stimmig. Aber sie verdanken ihren hohen Grad an Konsensfähigkeit vor allem dem geringen Aufwand, den sie treiben. Denn sie geben sich bereits zufrieden mit einer Paraphrasen dessen, was wir gemeinhin ›Imagination‹ nennen. Ob ich nun sage: ›Wir erleben keine *echten*, sondern nur *imaginierte* Emotionen‹ – das wäre die Umformulierung von Proposition (a) –, oder ob ich sage: ›Wir *glauben* nicht an die Existenz fiktionaler Begebenheiten, aber sie *machen* uns glauben‹ – das wäre die Umformulierung von Proposition (c) –, immer sind es begriffliche Ausweichmanöver, die keine psychologische Referenz haben.¹⁴

¹³ Levinson stellt keine Hypothesen darüber auf, wie diese neue Kategorie von Emotionen beschaffen sein soll und woher sie kommt. Wollte man dies spaßeshalber einmal für ihn tun, so müßte man eine doppelte Ausführung all unserer emotionalen Dispositionen annehmen. Jede unserer Gefühlsreaktionen existiert in unserem psychischen Apparat dann einmal mit, einmal ohne Reaktionszwang. Eine solche Annahme aber ist, das sei schon vorgreifend angemerkt, evolutionär wenig plausibel. Denn selbst wenn es im Laufe der Evolution des Menschen eine solche Aufspaltung oder Verdopplung unseres gesamten emotionalen Apparates gegeben haben sollte, so wäre es höchst unwahrscheinlich, daß die ansonsten ja allseits konzedierte Ähnlichkeit des Gefühlserlebens im einen wie im anderen Spektrum erhalten geblieben wäre. Die Ausdifferenzierung neuronaler Algorithmen hat für gewöhnlich weitere Ausdifferenzierungen, Spezialisierungen und Neufunktionalisierungen zur Folge. Eine identische Koevolution von bereits vollständig voneinander separierten Mechanismen wäre ein enormer Zufall, der vielleicht in Einzelfällen, nicht aber für *jedes einzelne* menschliche Emotionsprogramm plausibel angenommen werden kann.

¹⁴ Bzw., wenn man sie denn herstellt, eine wenig plausible: Wollte man etwa einen psychischen Mechanismus annehmen, der es zuläßt, daß wir dem ›make-believe‹ beliebiger Geschichtenerzähler hilflos ausgeliefert sind, käme man in höchste Not zu erklären, wie ein solcher Organismus, der zwischen wahren und falschen Informationen nicht zuverlässig unterscheiden kann, überhaupt überlebensfähig war (vgl. John Tooby, Leda Cosmides: Does Beauty Build Adapted Minds? Towards an Evolutionary Theory of Aesthetics, Fiction, and the Arts. In: SubStance. A Review of Theory and Literary Criticism 30 [1994/95], 6-27, bzw. die deutsche Übersetzung im vorliegenden Band). – Eine zweite große Gruppe machen die Lösungen unter dem Titel der »willing suspension of disbelief‹ aus. Konkretisiert man den hier implizierten psychischen Mechanismus, so ist die Nichtunterscheidbarkeit von wahren und falschen Informationen immerhin von der Situationsbedingung einer ›freiwilligen Hingabe‹ abhängig gemacht. Aber weder werden die Bedingungen ausformuliert, unter denen so eine ›freiwillige Hingabe‹ erfolgen kann, noch wird der Selektionsvorteil benannt, den solch ein regulatorischer Zusatzmechanismus gehabt haben könnte. Warum sollte Homo Sapiens so einen psychischen Mechanismus entwickelt haben? Worin besteht der Überlebens- oder Reproduktionsvorteil, den diejenigen Organismen, die über eine solche kognitive Funktion verfügten, gegenüber denen hatten,

Begriffliche Lösungen aber bleiben so lange gegeneinander austauschbar (und die Diskussion damit so lange fruchtlos), so lange mit ihnen keine hypothetischen Annahmen über die tatsächliche Funktionsweise des psychischen Apparates des Menschen verbunden sind. Die eigentliche Herausforderung, die hinter der Debatte um das »paradox of fiction« steckt, besteht meiner Ansicht nach darin, zuallererst die allgemein konzedierte *Ähnlichkeit* bzw. *Gemeinsamkeit* der Wirkungsweisen von realen und fiktionalen Stimuli psychologisch zu identifizieren. Denn nur aus dieser faktischen Gemeinsamkeit – die sich aus der in Proposition (a) ausgedrückten Alltagserfahrung nun einmal ergibt – wird sich das »Paradox«, d.h. das alltagspsychologisch offenbar Unerwartete, erklären lassen. Ein solches Vorgehen setzt ein emotionspsychologisches Modell voraus, das die Funktionsweise emotionaler Reaktionen so zu beschreiben vermag, daß die Beschreibung zunächst *so wohl* auf fiktive *als auch* auf »wirkliche« Stimuli paßt. Ich greife im folgenden auf das ethologische Konzept des »Auslösemechanismus« zurück, um diese »unterste Ebene« unserer emotionalen Reaktionen zu beschreiben (I). Erst in einem zweiten Schritt soll dann auch die Frage nach dem möglichen *Unterschied* zwischen »realen« (oder »Standard«-)Emotionen und »fiktionalen« (oder »imaginierten«) Emotionen gestellt werden – wobei die Frage auch dem möglichen Ergebnis gegenüber offen sein muß, daß es vielleicht gar keinen kategorialen Unterschied gibt. Ich werde als Alternative eine emotionsprogrammsspezifische Differenzierung vorschlagen, die auf der evolutionspsychologischen¹⁵ Prämisse der Bereichsspezifität¹⁶ psychischer Programme (der »Modularität« des menschlichen Geistes)¹⁷ aufbaut (II).

die über eine solche Funktion nicht verfügten? Eine mögliche Antwort auf diese Fragen stellt das Konzept der »scope syntax« (vgl. Anm. 40) dar, – das die Rede von einer »freiwilligen Hingabe« dann freilich obsolet werden läßt, da es nicht mehr um introspektiv zugängliche Bewußtseinsakte geht.

¹⁵ Grundlegend für eine Kommunikation zwischen Kultur- bzw. Geistes- und Natur- bzw. Humanwissenschaften ist der Beitrag der Evolutionspsychologen Tooby, Cosmides: The Psychological Foundations of Culture (Anm. 9). Speziell zu einer evolutionspsychologischen Emotionstheorie s. Leda Cosmides, John Tooby: Evolutionary Psychology and the Emotions. In: Michael Lewis, Jeannette M. Haviland-Jones (Hg.): Handbook of Emotions. New York 2001, 91-115 [Preprint unter <http://www.psych.ucsb.edu/research/cep/emotion.htm>]; Wulf-Uwe Meyer, Achim Schützwohl, Rainer Reisenzein: Einführung in die Emotionspsychologie, Bd. 2: Evolutionspsychologische Emotionstheorien. Bern u.a. 21999; und W.-U. M.: Zur Geschichte der evolutionären Psychologie, 2. überarb. Fassung. Bielefeld 2002, als PDF-Dokument im Internet publiziert unter <http://www.uni-bielefeld.de/psychologie/ae/AE02/LEHRE/EvolutionaerePsychologie.html>.

¹⁶ Vgl. Cosmides, Tooby: Evolutionary Psychology and the Emotions (Anm. 15), 98f.; und Tooby, Cosmides: The Psychological Foundations of Culture (Anm. 9), 97-114.

¹⁷ Der evolutionstheoretische Ansatz geht im Rückgriff auf William James und William McDougall davon aus, daß der Mensch nicht weniger, sondern mehr »Instinkte« als das Tier hat. Das Gehirn wird von den Evolutionspsychologen konzipiert als ein modular

I. Das Emotionsmodell¹⁸

I.1. Emotionsfähigkeit als entwicklungsgeschichtliche Entkopplung von Stimulus und Verhaltensreaktion

Der Emotionspsychologe Klaus Scherer hat das Vorhandensein von Emotionen im psychischen Apparat des Menschen als ein Selektionsprodukt der biologischen Evolution erklärt.¹⁹ Scherer nennt drei Grundformen menschlicher Verhaltensreaktionen: Reflexe, Emotionen und rationale Problemlösungen.

Der Reflex entspricht dem evolutionär ältesten Modus einer Interaktion von Organismus und Umwelt und besteht aus einem Reizdetektor und einer damit »fest verdrahteten« motorischen Reaktion. Die Reaktion vollzieht sich spontan, läuft nach einem starren Muster ab und tritt zuverlässig immer auf, wenn der zugehörige Reiz präsent ist.

Auch Emotionen werden durch einen hochspezialisierten Reizdetektor ausgelöst, jedoch bereiten sie den Körper auf eine spezifische, evolutionär bewährte Verhaltensreaktion nur vor, führen diese noch nicht unmittelbar aus. Die Wahrnehmung der körperlichen Veränderungen ist das, was als bewußter Erlebnisaspekt der Emotion (als »Gefühl«²⁰) in unserer Selbstwahrnehmung auftauchen kann. Daraus ergibt sich laut Scherer eine »Latenzphase«, durch die Reiz und Reaktion gewissermaßen »entkoppelt« werden.²¹ In dieser Latenzphase können weitere Informationen aus der Umwelt aufgenommen und verarbeitet und verschiedene Handlungsmöglichkeiten imaginativ durchgespielt werden. Dadurch wird die Flexibilität der erfolgen-

aufgebautes Organ für Informationsverarbeitung. Neben den üblichen Referenzwerken zum Thema »Modularität« ist wegen der einführenden bzw. kritisch prüfenden Darstellung besonders hinzuweisen auf: Leda Cosmides, John Tooby: *Evolutionary Psychology. A Primer*. Im Internet publiziert unter <http://www.psych.ucsb.edu/research/cep/primer.html> (Fassung vom 13. Januar 1997), und Karl Eibl: *Animal poeta. Bausteine der biologischen Kultur- und Literaturtheorie*. Paderborn 2004, 66-70, 128-130.

¹⁸ Das im folgenden (v.a. in Abschnitt I.3) zu entwickelnde Emotionsmodell findet sich detailliert ausgearbeitet und in seiner Anwendbarkeit auf literaturwissenschaftliche Fragestellungen erprobt in meiner Dissertation *Emotionalisierung – Von der Nebenstundenpoesie zum Buch als Freund. Eine emotionspsychologische Analyse der Literatur der Aufklärungsepoche* (ersch. vorauss. Paderborn 2006).

¹⁹ Klaus Scherer: *Emotion Serves to Decouple Stimulus and Response*. In: Paul Ekman, Richard J. Davidson (Hg.): *The Nature of Emotion. Fundamental Questions*. New York, Oxford 1994, 127-130.

²⁰ Vgl. die häufig gemachte begriffliche Unterscheidung von »Emotion« und »Gefühl« (»feeling«): »Emotion« bezeichnet den objektiv beobachtbaren Prozeß, unabhängig davon, ob er dem Subjekt bewußt zugänglich ist oder nicht; »Gefühl« bezeichnet den nur subjektiv wahrnehmbaren Bewußtseinsinhalt.

²¹ Scherer: *Emotion Serves to Decouple Stimulus and Response* (Anm. 19), 128.

den Verhaltensreaktion erhöht, und das heißt: ihre Anpassung an die konkreten Umstände wird verbessert. Gleichwohl ist der Körper durch die sofort einsetzenden körperlichen Veränderungen notfalls auch auf eine sofortige Reaktion vorbereitet. Eine schnelle Reaktionsfähigkeit bleibt also auch in diesem evolutionär jüngeren Modell gewährleistet. In der Erhöhung der Verhaltensflexibilität ohne Verlust der potentiellen Reaktionsgeschwindigkeit sieht Scherer den durchschlagenden Selektionserfolg dieser biologischen Variante, die bei den »höheren« Säugetieren zur phylogenetischen Grundausstattung gehört.

Der dritte Verhaltensmodus beim Menschen, die rationale Problemlösung, ist gewissermaßen in den der emotionalen Reaktion eingebettet. Denn bei der Informationsaufnahme in der Latenzphase können von der Physis und von angeborenen Handlungstendenzen weitgehend losgelöste Anschlußkognitionen stattfinden und sich unter Umständen ihren eigenen Weg bahnen. Mit anderen Worten: Menschen können sich auch »gegen ihr Gefühl« entscheiden, können »willkürlich« handeln. Es liegt auf der Hand, daß diese neuerliche evolutionsgeschichtliche Errungenschaft auf der Entwicklungslinie des homo sapiens die Flexibilität der angepaßten Verhaltensmöglichkeiten ein weiteres Mal enorm gesteigert hat. Diesmal allerdings auf Kosten des Zeitfaktors, denn Denken braucht Zeit: Wo schnelles Handeln erforderlich ist oder rationale Erwägungen nicht weiterhelfen, entscheiden wir »gewaltsam«, d.h. nach willentlich abgebrochener Reflexionsphase, oder »aus dem Bauch heraus«, d.h. entsprechend den archaischen Verhaltensdispositionen oder »Intuitionen« in uns.

1.2. Emotionen als übergeordnete psychische Programme

Die Evolutionspsychologen Leda Cosmides und John Tooby haben in der zweiten Auflage des *Handbook of Emotions* eine evolutionäre Emotionstheorie²² ausformuliert, die sich gut in die Rahmentheorie Scherers einbauen läßt. Cosmides und Tooby unterscheiden wie Scherer einen emotionsspezifischen Reizdetektor (Situationsdetektor) auf der einen und eine Folge von physiologischen Veränderungen und Anschlußkognitionen auf der anderen Seite. Sie gehen allerdings insofern über Scherers Darstellung hinaus, als sie annehmen, daß die Anschlußkognitionen während der Latenzphase von dem jeweiligen Emotionsprogramm genau geregelt sind. Es handelt sich nach ihrer Theorie also nicht einfach nur um eine Zeitverzögerung, in der eine unspezifische zweite Einschätzung der Reizsituation erfolgen kann, sondern um eine festgelegte Anzahl von Abfragemechanismen oder Such-

²² Cosmides, Tooby: *Evolutionary Psychology and the Emotions* (Anm. 15).

impulsen²³, die auf emotionsspezifisch relevante Situationsbedingungen ausgelegt sind. Jede Emotion ist demnach eine Art hochspezialisiertes Relevanzraster, das der zweiten Situationseinschätzung vorausgeschaltet ist. Es sondert einzelne Situationsfaktoren per gezielter Abfrage aus, überprüft antizipierte Antwortmöglichkeiten an der jeweils gegebenen Realität und sieht für das vorprogrammierte Spektrum möglicher Umwelt-Feedbacks bestimmte Anpassungen der Verhaltenstendenzen vor.

Ein Emotionsprogramm ist im Modell von Cosmides und Tooby also kein einzelner Mechanismus, sondern ein »übergeordnetes Programm«, das eine Vielzahl von Submechanismen adaptiv sinnvoll organisiert.²⁴ Die enorme Vielzahl adaptiver Mechanismen (wie z.B. Gesichtsidentifizierung, Futtersuche, Partnerwahl, Regulation der Herzschlagfrequenz, Schlafregulierung, Feindidentifizierung usw.) beim höheren Säugetier²⁵ stellt nach der Ansicht von Cosmides und Tooby selbst ein adaptives Problem dar: das Problem ihrer Koordination untereinander. Die Evolution immer differenzierterer Mikromechanismen muß ihrer Ansicht nach einhergegangen sein mit der Entwicklung übergeordneter Koordinationsprogramme, die eine bestimmte Situation erkennen, wenn sie eintritt, und dann in dieser Situation statistisch bestangemessenes physisches und kognitives Verhalten organisieren, d.h. bestimmte modulare Komponenten aktivieren und andere deaktivieren. Ich gebe ihr Beispiel der Emotion »Furcht« hier in gekürzter Form wieder:

Das Emotionsprogramm wird aktiviert durch den Situationsdetektor »Bedrohung, Feindanwesenheit, mögliche Verfolgung«. Es ereignet sich eine sofortige Verschiebung der gesamten Wahrnehmungs- und Aufmerksamkeitsstruktur (z.B. ein geschärftes Gehör für leise, sonst unmerkliche Geräusche, die auf die Anwesenheit des Feindes hindeuten können); motivationale Einstellungen und Zielvorstellungen werden umstrukturiert (z.B. Sicherheit als einzig dominantes Ziel; Aussetzen von Müdigkeit und Hunger, sexuellem Interesse, Spieltätigkeiten, gedanklicher Beschäftigung mit der Zukunft oder Vergangenheit; Heraufsetzen der Schmerztoleranz); informationaufnehmende Programme werden neu ausgerichtet (z.B. »Wo ist mein Kind? Wo sind andere, die mich beschützen können? Wo kann ich mich verstecken? Von wo aus kann ich die Lage vielleicht besser überblicken?«); Rahmenvorstellungen und Leitdifferenzen werden neu gesetzt (z.B. erscheint die gesamte räumliche Umwelt strukturiert nach der Unterscheidung »sicher/ nicht sicher«); Gedächtnisfunktionen werden den neuen Rahmenvorstellungen entsprechend eingesetzt (z.B. »Eignet sich der Baum, an dem ich vorhin vorbeigekommen bin, als Versteck?«); das Kommunikationsverhalten ändert sich (z.B. Warnrufe, angstvolles Stillhalten, furchtvoller Gesichtsausdruck); spezielle Inferenzsysteme werden initialisiert (z.B. »Hat mich der Feind gesehen oder wird er weiterlaufen?«); spezielle Lernprogramme werden aktiviert (z.B. Abspeicherung des Geräusches, der Lichterscheinung, des Geruchs o.ä., das zugleich mit dem Feind bemerkt wurde); physische Veränderungen finden statt

²³ Den Begriff der »Suchimpulse« verwende ich nach Eibl: *Animal poeta* (Anm. 17), 86-88.

²⁴ Cosmides, Tooby: *Evolutionary Psychology and the Emotions* (Anm. 15), 93.

²⁵ Vgl. Anm. 17.

(Ausschüttung bestimmter Streßhormone, die das periphere Nervensystem für eine anstrengende Flucht- oder Kampfreaktion mobilisieren); bestimmte verhaltenssteuernde Entscheidungsregeln treten in Kraft (z.B. Flucht oder Kampf, nach Maßgabe der Möglichkeiten und der Beschaffenheit des Feindes). Viele dieser Vorgänge vollziehen sich unwillkürlich und spontan, manche auch unbewußt.²⁶

Das Beispiel macht deutlich, daß ein Emotionsprogramm laut Cosmides und Tooby äußerst komplex aufgebaut ist und auch »höhere« kognitive Prozesse umfaßt. Ein solchermaßen konzipiertes Emotionsmodell hat mehrere Vorteile: Erstens überwindet es die (vorwissenschaftliche) Dichotomie von Kognition und Emotion. Zweitens wird die von Scherer konstatierte höhere Verhaltensflexibilität emotionsbegabter Lebewesen im Hinblick auf einzelne Submechanismen konkretisiert: Nicht allein die längere Zeit, die eine Emotion (gegenüber einem Reflexverhalten) beansprucht, erklärt die hohe Flexibilität, sondern vor allem die strukturelle Komplexität des Verlaufsprogramms, dessen einzelne Algorithmen nun hypothetisch rekonstruiert werden können. Ebenso kann nun drittens das jeweils spezifische evolutionäre Referenzproblem (Adaptationsproblem) rekonstruiert werden. Denn die Verhaltensmöglichkeiten des Menschen sind nach diesem Modell im Laufe der Evolution nicht einfach unspezifisch »flexibler« geworden, sondern vielmehr *differenzierter*. Mit anderen Worten: Die einzelnen Emotionsprogramme stellen psychische Spezialisierungen auf bestimmte adaptive Probleme dar, und jedes denkbare Verhaltensresultat eines so konzipierten Emotionsprogramms entspricht einem statistischen, phylogenetisch begründeten »best bet« für die jeweils vorliegende Situation.

Im Sinne eines weiteren Ausbaus dieses Emotionsmodells werde ich im folgenden zwischen Auslösemechanismus und Verlaufsprogramm unterscheiden, da diese Unterscheidung hilfreich ist, die spezielle Reaktion auf literarische Stimuli zu beschreiben.

1.3. Auslösemechanismus und Verlaufsprogramm

Die Vorbereitung des Körpers auf adaptiv bewährte Verhaltensreaktionen tritt laut Scherer ebenso spontan ein wie eine Reflexreaktion; die »Entkopplung« von Stimulus und Reaktion betrifft also nur das definitive Verhaltensresultat, nicht schon die Auslösung der Emotion. Das »interne Kommunikationssystem« einer Emotion, das laut Cosmides und Tooby für eine emotionsspezifische Aktivierung und Deaktivierung bestimmter Submechanismen sorgt,²⁷ muß ebenfalls sofort, d.h. reflexartig initialisiert werden, damit es seine Funktion bei der zweiten Situationseinschätzung während der »Latenz-

²⁶ Vgl. Cosmides, Tooby: *Evolutionary Psychology and the Emotions* (Anm. 15), 93f.

²⁷ Cosmides, Tooby: *Evolutionary Psychology and the Emotions* (Anm. 15), 103.

phase« erfüllen kann. Ich fasse diese »fest verdrahteten«, reflexartigen Programmbestandteile im folgenden unter dem ethologischen Begriff des *Auslösemechanismus*²⁸ zusammen, die übrigen, kombinatorisch variablen Programmbestandteile hingegen – die Submechanismen des »internen Kommunikationssystems« – zähle ich zum *Verlaufsprogramm* einer Emotion:

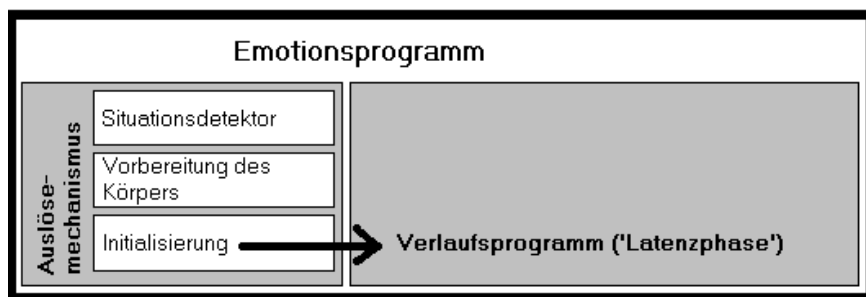


Abbildung 1: Auslösemechanismus und Verlaufsprogramm

Der Auslösemechanismus funktioniert reflexartig, also stereotyp und zuverlässig immer. Das Emotionsprogramm ist aktiviert, sobald der Suchimpuls des Situationsdetektors fündig wird. Erst im Verlaufsprogramm tritt die für Emotionen charakteristische Flexibilität des Reaktionsverlaufs ein. Der Organismus überprüft an Hand einer Anzahl von Suchimpulsen bestimmte Charakteristika der Situation und modifiziert sowohl sein physisches als auch sein kognitives Anschlußverhalten den eingehenden Informationen (»Treffern«) entsprechend. Das kann je nach situativen Gegebenheiten zu einem jeweils einzigartigen Verlauf der Emotion führen, unter Umständen auch zu einem baldigen Abschluß des Emotionsprogramms, eben wenn die Informationen aus der Umwelt entsprechend gartert sind (z.B. wenn die Gefahr schon wieder vorüber ist oder – nun nähern wir uns wieder der Literatur – wenn sie nicht real, sondern nur zwischen zwei Buchdeckeln gegeben ist).

Beide Komponenten, Auslösemechanismus und Verlaufsprogramm, enthalten emotionsspezifische Suchimpulse. Den Suchimpuls des Situationsdetektors, bei dessen Treffer die Emotion als ganze ausgelöst wird, bezeichne ich als *Auslöseschema*:

²⁸ Vgl. z.B. Rolf Gattermann: Wörterbuch der Biologie – Verhaltensbiologie. Mit englisch-deutschem Register. Jena 1993, 32.

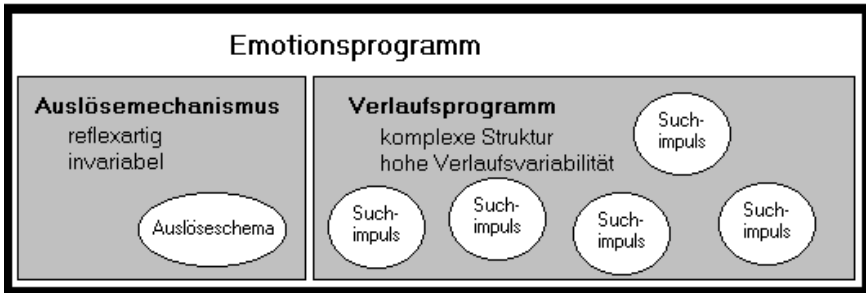


Abbildung 2: Auslöseschema

Das Auslöseschema ist das mentale Pendant zum Auslösereiz, konzipiert als ein (unbewußtes) mentales Konstrukt, bestehend aus einem abstrakten Ensemble von Merkmalen. Dem Wissenschaftler stellt sich somit das Problem, daß er dieses abstrakte mentale Schema nicht empirisieren kann. Die Verhaltensforschung hat sich für den Bereich des tierischen Reflexverhaltens mit Attrappenversuchen beholfen, an Hand derer sich die Beschaffenheit der Auslöseschemata wenigstens in Annäherung bestimmen läßt. Da der Auslösemechanismus eines Emotionsprogramms von mir analog zum Funktionsmodus des tierischen Instinkt- oder Reflexverhaltens konzipiert wurde, lassen sich hier Anleihen machen für die Beschreibung der Emotionsauslösung beim Menschen.

1.4. Literatur als Attrappe

Attrappen nennt man in der Verhaltensbiologie Ersatzobjekte für natürliche Objekte, deren verhaltensauslösende Merkmale experimentell überprüft werden sollen. Dem Versuchstier werden qualitativ und quantitativ verschieden geartete Merkmalskonfigurationen der vermuteten Schlüsselreize in Form von Attrappen präsentiert. Anschließend bewertet man den Grad an Schemakongruenz der einzelnen Merkmale bzw. Merkmalskomplexe nach Maßgabe ihrer jeweiligen reaktionsauslösenden Wirkung. Im Idealfall grenzt man auf diese Weise die Zahl der Merkmale, die das natürliche Objekt insgesamt aufweist, auf die der auslöserrelevanten ein. Man gelangt zu einer approximativen Abbildung des mentalen Schemas oder Suchimpulses der Tierart, die auf das Objekt anspricht.

Aus Gründen der Beobachtbarkeit hat man sich bei den Attrappenversuchen bisher weitgehend beschränkt auf Auslöser für tierisches Instinkt- oder Reflexverhalten. An einigen Beispielen aber hat die vergleichende Verhal-

tensforschung auch Aussagen über den Menschen gemacht,²⁹ bekannt ist etwa das Beispiel des Kindchenschemas. Die menschlichen »Brutpflegereaktionen« (so die Bezeichnung von Konrad Lorenz)³⁰ funktionieren allerdings bereits im Modus der emotionalen, nicht der Reflexreaktion. Ein Vogel reagiert auf einen aufgesperrten Schnabel im Nest reflexartig mit Fütterungsbewegungen, beim Menschen löst der Anblick eines Kindes nur die emotionale *Tendenz* zu Schutz- und Pflegeverhalten aus. Handelt es sich z.B. um fremde Kinder und sind die betreffenden Eltern anwesend oder handelt es sich gar nur um eine Puppe, dürften solche Handlungen wahrscheinlich unterbleiben. Der Vogel dagegen füttert unterschiedslos ein eigenes Junges, ein fremdes Kuckucksküken oder eine entsprechende Attrappe. Der Wirkungserfolg der Kindchen-Attrappe beim Menschen läßt sich also nicht an einem reflexartig erfolgenden Brutpflegeverhalten beobachten, aber der emotionale Appell, die ausgelöste »Brutpflege-Emotion«, schlägt sich beobachtbar in der Artikulation des Gefühlseindrucks nieder (z.B. wird das Objekt als »niedlich«, »süß«, »putzig«, »herzig« etc. bezeichnet). Daran, daß wir Kinder, junge Hunde, allgemein besonders kleine (nicht zwangsläufig junge) Tiere,³¹ Puppen und sogar mit entsprechendem Design versehene Autos und Mobiltelefone »niedlich« finden können, läßt sich ablesen, *daß in uns etwas reagiert*, d.h. daß ein mentaler Suchimpuls einen Treffer erzielt hat. Und es zeigt sich, daß das auslösende mentale Schema so abstrakt verfaßt ist, daß es bei sehr unterschiedlichen Objekten einen Treffer erzielen kann.

Entsprechendes läßt sich für den Bereich menschlicher Ausdrucksbewegungen beobachten. Manche Naturobjekte »ähneln« in ihrer Form emotions-signalisierenden Körper- und Gesichtsformen. Lorenz spricht diesbezüglich vom »physiognomischen Erleben« der Umwelt und nennt eine Reihe von Beispielen, die zeigen, daß unsere sozialen Auslöseschemata an nicht-sozialen Objekten fündig werden können:

Fluren können »lachen«. »Es lächelt der See, er ladet zum Bade.« Steil aufragende, etwas überhängende Felswände oder finster sich auftürmende Gewitterwolken haben ganz unmittelbar denselben Ausdruckswert wie ein sich drohend steil und hoch aufrichtender und dabei etwas nach vorne intendierender Mensch usw. [...] Daß z.B. bei Kamel und Lama das Nasenloch höher als das Auge liegt, der Mundwinkel etwas herabgezogen ist und der Kopf normalerweise über die Horizontale erhoben getragen wird, beruht auf morphologischen Charakteren, die über den emotionalen Zu-

²⁹ Z.B. Konrad Lorenz: Ganzheit und Teil in der tierischen und menschlichen Gemeinschaft. Eine methodologische Erörterung. In: K. L.: Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre. Gesammelte Abhandlungen, Bd. 2. München 101973, 114-200; Irenäus Eibl-Eibesfeld: Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie. München, Zürich 41997, 93-103, 926f.

³⁰ Konrad Lorenz: Vergleichende Verhaltensforschung. Grundlagen der Ethologie. München 21984, 184.

³¹ Vgl. Lorenz: Ganzheit und Teil (Anm. 29), 156-158.

stand des Tieres überhaupt nichts aussagen. [...] Die anthropomorphe physiognomische Reaktion aber vermeldet uns mit der Unbelehrbarkeit des typischen angeborenen Schemas, daß das Tier hochmütig dreinschaut. [...] In analoger Weise erleben wir die morphologische Bildung mancher Raubvogelköpfe, die von Knochenleisten stark überdachte Augen und besonders enge, geschlossene, nach hinten gezogene Mundwinkel haben, als Ausdruck der mutigen Entschlossenheit, weshalb der Adler zum Symbol des Mutes wurde und in seinem Namen den Stamm des Eigenschaftswortes »edel« trägt.³²

Unsere sozialen Dispositionen reagieren auf diese Naturgegenstände wie auf Attrappen. Zwar *wissen* wir in solchen Fällen, daß wir z.B. ein Auto vor uns haben und kein Kind, eine Felswand und keinen Menschen etc., und das Verlaufsprogramm der ausgelösten Emotion gibt uns Zeit, unser Verhalten daran anzupassen. Aber der *Auslösemechanismus* der Emotion weiß davon nichts. Er spricht (gewissermaßen irrtümlich³³) auf die am Objekt selektiv erkannten auslösenden Merkmale an, gleich wie die näheren Umstände der Situation beschaffen sind.

Ein Problem der bis hierhin erörterten Betrachtungsweise liegt darin, daß man oftmals Emotionen postulieren muß, für die wir kein eigenes Emotionswort besitzen – ja die mancher Leser auf Antrieb vielleicht gar nicht als Emotion gelten lassen wird. Die »Brutpflege-Emotion« und die Reaktionen auf das emotionale Ausdrucksverhalten des Menschen sind solche Beispiele. Aber – so ein gewisser Konsens in der biologischen Emotionspsychologie – die Existenz eines Emotionswortes oder unser gegenwärtiges Alltagskonzept davon, was Emotionen sind und was nicht, sollten nicht alleiniger Ausgangspunkt dafür sein, was wir vom wissenschaftlichen Standpunkt aus als Emotionen klassifizieren. Das hier vertretene Emotionsmodell führt zwar immer wieder vor Benennungsprobleme, ist in der Sache aber nach meinem Dafürhalten das angemessenere. Denn nimmt man die Evolutionstheorie als externe Argumentationsbasis, so lassen sich Emotionen über ihre jeweilige adaptive Funktion definieren; irrtümliche Vorannahmen der Alltagspsychologie und Implikationen kontingenter Sprachkonventionen können auf diese Weise revidiert werden. Die kategorische Unterscheidung der »ästhetischen« von allen übrigen (»wirklichen«) Emotionen, wie sie in den Geisteswissenschaften üblicher Weise getroffen wird, ist ein Beispiel für einen solchen durch Alltagskonzepte verursachten Irrtum.³⁴ Auf ihn wird noch ausführlicher einzugehen sein.

³² Lorenz: Ganzheit und Teil (Anm. 29), 158-160.

³³ Vgl. Lorenz: Ganzheit und Teil (Anm. 29), 158.

³⁴ Zu einem früheren Versuch, dieser Selbstverständlichkeit entgegenzuwirken, s. Katja Mellmann: E-Motion – Being Moved by Fiction and Media? Notes on Fictional Worlds, Virtual Contacts, and the Reality of Emotions. In: PsyArt. An Online Journal for the Psychological Study of the Arts 6 (2002), http://www.clas.ufl.edu/ipasa/journal/2002_mellmann01.shtml.

Ein zweites Problem, das in diesem Zusammenhang angesprochen werden sollte, liegt darin, daß das Überwiegen der Experimente mit Tieren bei den bekannten Attrappenversuchen und die allgemeine Bekanntheit des sogenannten Kindchenschemas den Eindruck erwecken, eine Attrappe müsse immer nur *ein* bestimmtes Objekt und zwar visueller Art sein. Tatsächlich aber kommen akustische, haptische, olfaktorische u.a. Reize ebenfalls als Schlüsselreize bzw. einzelne Komponenten eines komplex strukturierten Schlüsselreizes in Frage. Und übersetzen wir schließlich die Rede vom ›Situationsdetektor‹ bei Cosmides und Tooby in die Annahme eines mentalen Auslöseschemas, müssen wir von einem sehr komplexen, konfigural wirkenden Situationsschema ausgehen, das sowohl mehrere Objekte als auch mehrere unterschiedliche perzeptive Informationskanäle umfaßt. Das geht bis hin zu kognitiven Inferenzen, seien sie bewußt oder unbewußt: Auch Propositionen (z.B. ›die Situation ist bedrohlich‹) können als Auslöser wirken. Das ist wichtig, wenn wir auch Sprache und Literatur als mögliche emotionale Attrappen klassifizieren wollen. Und dazu gibt uns die Tatsache, daß unsere emotionalen Auslöseschemata auch in literarischen Werken Treffer erzielen können (sonst würden wir nicht emotional auf Literatur reagieren), Anlaß. Wir können im allgemeinen ohne Schwierigkeiten und relativ konsensfähig feststellen, welches Gedicht eine eher traurige, melancholische und welches eine eher heitere Stimmung wiedergibt, was eine Tragödie und was ein ›happy ending‹ ist usw. Ohne daß wir noch für uns selbst merklich auf die sprachlich präsentierten Reize reagieren müßten, *wissen* wir einfach um die emotionale Qualität eines Textes. Dieses Wissen hätten wir nicht, wenn in unserem Gehirn keine diesbezüglichen Informationen vorlägen, wenn also nicht auf neuronaler Ebene bereits ein Emotionsprogramm initialisiert worden wäre (gleich zu welcher Verhaltensreaktion dies im Einzelfall dann führen mag).

Ich komme damit zurück auf Radfords Ausgangsfrage: Warum bewegt uns das Schicksal Anna Kareninas? An diesem Punkt der Argumentation läßt sich die folgende Hypothese formulieren: Das Schicksal literarischer Figuren bewegt uns deshalb, weil unsere emotionalen Dispositionen auf die Vorstellungen, die der Text in unserem Geist hervorruft, genauso reagiert wie auf kindchenschemagerechte Handydesigns, überhängende Felswände oder andere künstliche oder natürliche ›Attrappen‹.

Diese spontane und unwillkürliche Reaktion betrifft zunächst nur die Ebene des Auslösemechanismus: Die Situationsdetektoren sowohl unserer angeborenen als auch unserer kulturell erworbenen Emotionsprogramme werden in der durch den Text erzeugten Vorstellung fündig; wir fühlen gewisse körperliche Reaktionen (z.B. Spannung, ›Kloß im Hals‹, Erleichterung), die unseren Körper auf eine entwicklungsgeschichtlich bewährte Verhaltensreaktion vorbereiten, und richten unbewußt unsere kognitiven Raster

nach den spezifischen Regeln des Emotionsprogramms aus. Mit dieser Initialisierung des Verlaufsprogramms jedoch tritt die Möglichkeit einer je situationsabhängigen und individuell bedingten Verhaltensabstimmung hinzu.

Übersetzt man die Alltagsannahme, wie sie z.B. Levinsons Unterscheidung von ›Standard‹ und ›make-believe‹-Emotionen zu Grunde liegt, in einen Algorithmus, wie er als Submechanismus eines Emotionsprogramms auftauchen könnte, so würde er in etwa folgendermaßen lauten: Erweist sich der Auslösereiz bei der zweiten Situationseinschätzung als fiktional, findet keine Verhaltensreaktion statt; ist der Stimulus real, wird reagiert. Erfahrungsgemäß aber ist das Spektrum möglicher Reaktionen viel weiter gefächert: Man denke etwa an ein Kind, das im Kasperltheater durch laute Schreie vor dem Krokodil oder dem Räuber warnt; an einen Fernsehzuschauer, der bei der Präsentation rauchender Personen auf dem Bildschirm selbst Lust auf eine Zigarette verspürt und sich eine anzündet; oder an einen tief ergriffenen Romanleser, der zwar auch einmal nasse Augen bekommt, im übrigen aber inaktiv bleibt. Diese wenigen Beispiele sollen genügen als Hinweis darauf, daß unsere Alltagsannahme – die kategorische Unterscheidung von fiktional und real ausgelösten emotionalen Reaktionen – unterkomplex ist.

Die volle Komplexität emotionaler Reaktionen ließe sich allerdings, wenn überhaupt, dann nur an empirischem Material rekonstruieren und hätte eine Vielzahl von Einflußfaktoren zu berücksichtigen, von denen sich auch in experimentellen Situationen nicht alle kontrollieren lassen dürften. Ich verfolge zunächst ein anderes Ziel. Ich werde im folgenden von Situationsfaktoren und Bedingungen der individuellen Lerngeschichte weitgehend abstrahieren und mich auf das beschränken, was eine evolutionär argumentierende, emotionspsychologische Theorie leisten kann: eine Qualifizierung bestimmter Emotionstypen oder ›familien‹ und die Hypostasierung bestimmter Verlaufswahrscheinlichkeiten.

II. Emotionsprogrammspezifische Programmverläufe

Sinnvoller als die geisteswissenschaftliche Primärunterscheidung von ›fiktionalen‹ und ›realen‹ Stimuli erscheint mir die – freilich umständlichere, da in der Anzahl des zu Unterscheidenden unendliche – Primärunterscheidung von verschiedenen Emotionsprogrammen, in deren Verlaufsprogramm die Frage nach der Faktizität – ich sage lieber: nach der pragmatischen Relevanz

– des Stimulus eine jeweils ganz andere Rolle spielen kann.³⁵ Manche Emotionen, insbesondere die, die das motorische System mobilisieren, reagieren sehr sensibel auf das Situationsfeedback ›kein pragmatisch relevanter Stimulus‹; andere modifizieren lediglich einige Handlungskonsequenzen; wieder andere zeigen gar keine erhebliche Modifikation des Verlaufsprogramms in solchen Fällen. Diese Unterschiede lassen sich über den adaptiven Nutzen der jeweiligen (radikalen, partiellen oder ganz ausbleibenden) Verlaufsmodifikation erklären. Die drei folgenden Beispiele entwerfen entsprechend typisierte Situationsmodelle:

Erstes Beispiel: Auf der Kinoleinwand streicht der Protagonist mit einer Eisenstange in der Hand durch einen dunklen Keller, wo er seinen Todfeind vermutet. Plötzlich tut sich eine Tür auf, grelles Licht erscheint und man hört einen dumpfen Schlag. Der normale Zuschauer dürfte im Moment der Erscheinung reflexartig zusammenzucken und nach einer gewissen Verzögerung einen beschleunigten Herzschlag wahrnehmen. Das heißt, daß der Situationsdetektor für Alarmsituationen bereits fündig geworden ist und das Emotionsprogramm ›Schrecken‹ ausgelöst wurde.

Das Zusammenzucken ist noch Teil des Auslösemechanismus: Der Körper ist in Bereitschaft versetzt, sich zusammenzukrümmen oder die Flucht zu ergreifen. Die Reaktion wird ausgelöst von Nervenimpulsen des motorischen Systems im zentralen Nervensystem (Gehirn) an das periphere Nervensystem (Körper). Ähnlich die Erhöhung der Herzfrequenz: Auch sie gehört zu den unmittelbar ausgelösten physischen Vorbereitungen. Sie ist ein merkliches Symptom einer umfangreicheren Umverteilung der Energiereserven im Körper. Da die organischen Funktionen weitgehend über Hormone gesteuert werden, nimmt diese Reaktion des Körpers allerdings etwas längere Zeit in Anspruch.

Das zugleich mit diesen Körperbefehlen initiierte Verlaufsprogramm der Emotion sorgt zuallererst für eine blitzartige zweite Einschätzung der Alarmsituation. Die unbewußt dabei zur Ausführung kommenden Suchimpulse lassen sich in etwa so paraphrasieren: »Besteht Lebensgefahr? Wie ist die Situation beschaffen (welche Verhaltensweisen kommen überhaupt in Frage)? Wie akut ist die Gefahr (wieviel Reaktionszeit ist gegeben)?« Das Situationsfeedback, das das Verlaufsprogramm auf diese Weise einholt, wird in der Information bestehen, daß keine akute Gefahr besteht; daß man im Kinosessel sitzt und die Reize von der Leinwand bzw. aus den Lautsprechern kamen, was nach einem Abgleich mit Gedächtnisinhalten ein Indikator für ›Sicherheit‹ ist. Eine akute Gefahr besteht lediglich für den Protagonisten innerhalb der Fiktion – aber schon diese Information wird das Emotionsprogramm nicht mehr interessieren. Die Schreck-Emotion ist mit dem Befund, daß keine akute und auch keine unmittelbar drohende Gefahr besteht, bereits beendet. Und das wahrscheinlich noch bevor es zu einer merklichen Erhöhung der Herzfrequenz gekommen ist. Das Emotionsprogramm ist also bereits fertig abgelaufen, wenn der beschleunigte Herzschlag (gleichsam wie eine Nachwehe der vorübergezogenen Emotion) spürbar wird. Daß eine solche Körperreaktion nach der Emotion überhaupt noch stattfindet, liegt daran, daß auch der Körperbefehl, die Kraftmobilisierung wieder abzubauen, als hormonell gesteuerter Vorgang eine gewisse Zeit in Anspruch nimmt.

Von all diesen Prozessen merkt der Zuschauer kaum etwas. Er muß sich nicht erst

³⁵ Vgl. eine ähnliche Problemformulierung bei New: *Philosophy of Literature* (Anm. 6), 54f., 60f.

bewußt klarmachen, daß keine Gefahr besteht. Er wird sich lediglich kurzzeitig seines Körpers und seiner Umgebung bewußt, wenn er das Zusammenzucken im Kinossessel und sein Herzklopfen wahrnimmt. Danach unterliegt seine Wahrnehmung nach und nach wieder dem Prinzip der Habituation, d.h. er wird seinen Körper, den Kinossessel, die Leinwand, seine Sitznachbarn usw. wieder vergessen.

Dieses Beispiel führt ein Emotionsprogramm vor, das aufgrund seines eigentümlichen selektionsgeschichtlichen »best bet« so eingerichtet ist, daß die Emotion besser einmal zu oft als einmal zu selten anspringt, dann aber für einen ökonomischen Umgang mit den körpereigenen Kraftressourcen sorgt. Das bedeutet: Der Relevanztest ist in diesem Beispiel nicht Teil des auslösenden Situationsschemas, sondern erst des Verlaufsprogramms. Dort aber ist er einer der ersten und raschesten Anschlußmechanismen, da die genauere Einschätzung der Gefahr unmittelbar überlebenswichtig ist. Empfängt der Relevanztest-Suchimpuls die Antwort »negativ«, wird der Verlauf der Emotion sofort drastisch verändert, nämlich zurück zu einem neutralen Körperzustand, um den Körper nicht unnötig zu belasten. Es sind besonders die Schreck- und Furchtreaktionen, die sich in ihrer modifikatorischen Verarbeitung des Relevanztests hochgradig sensibel zeigen, da sie mit der Ausschüttung von Stresshormonen einhergehen, die den Körper auf Dauer schwer belasten.

Zweites Beispiel: Denken wir uns den Leser eines erotischen Romans. Er liest den Bericht einer Ich-Erzählerin, wie sie einen Mann bei sich empfängt und umgarnet, ihre detaillierte Beschreibung jeder Liebkosung und das Protokoll ihrer steigenden Erregung. Der Leser gerät in einen angenehmen Körperzustand, der dem einer tatsächlichen Vorbereitung auf eine erotische Begegnung ähnlich ist. Der Situationsdetektor für sexuelle Intimität ist fündig geworden und aktiviert entsprechende hormonell gesteuerte physiologische Veränderungen.³⁶ Das Verlaufsprogramm der »sexuellen Emotion« wird zu gegebener Zeit die Information einholen, daß der Leser sich allein in einem Raum befindet und die auslöserlevanten Situationsmerkmale sich lediglich in der durch den Text evozierten Imagination befinden. Aber wird dieser Negativbescheid des »Realitätstests« auch die sexuelle Empfindung beenden?

Ein real vorhandenes Objekt der Begierde fehlt dem Romanleser, er wird also wahrscheinlich nicht sexuell aktiv werden.³⁷ Aber das Emotionsprogramm wird mindestens so lange aktiv bleiben, wie die Lektüre der entsprechenden Textpassage dau-

³⁶ Vgl. Theresa L. Crenshaw: Die Alchimie von Liebe und Lust. Hormone steuern unser Liebesleben. München 1999, 35, die als Medizinerin ganz selbstverständlich davon ausgeht, daß durch Romane dieselben hormonellen Vorgänge stimuliert werden wie durch tatsächliche erotische Interaktionen.

³⁷ Es sei denn, er hat genau dies vor und setzt den Roman bewußt als Stimulanzmittel ein. Das sei durch den oben ausgeführten Beispielverlauf nicht ausgeschlossen. Im Kontext von pornographischer Zwecklektüre allerdings wurde das emotionale Wirkungspotential von Literatur nie angezweifelt, so daß sich eine diesbezügliche Argumentation erübrigt. Es ist vielmehr der hier exemplifizierte Fall eines »ruhigen« Lesers, der keine sexuelle Handlung ausführt und trotzdem eine Emotion erlebt, der den Prämissen des »paradox of fiction« zufolge theoretisch bezweifelt und deshalb hier aufgeführt wird.

ert. Der Relevanztest wird vom Verlaufsprogramm also nur zu einer situationsgemäßen Regulierung der Handlungstendenzen eingesetzt, nicht zu einer sofortigen Beendigung des Emotionsprogramms.

Hier lautet der emotionsspezifische ›best bet‹ der Evolution offenbar, daß die Produktion sexueller Botenstoffe – zumal in einer Situation der Entspannung, Sicherheit und Muße, wie sie in der Lektüresituation ja vorliegt – eher länger als kürzer aufrechterhalten werden soll, mindestens so lange, wie das Situationsschema ›erotische Intimität‹ auf irgendeine (offenbar nicht allzu eng definierte) Weise Treffer erzielt. Denn eine leicht erregbare und möglichst langanhaltende sexuelle Bereitschaft wirkt sich unmittelbar positiv auf die Reproduktion der Gene aus. Das völlig andere Rezeptionsverhalten als im ersten Beispiel ist somit entwicklungsgeschichtlich höchst plausibel.

Drittes Beispiel: Jemand liest einen melodramatischen Liebesroman. Die Protagonistin ist ein Waisenkind, das nach einem harten Heimleben eine Anstellung als Dienstmädchen gefunden hat, sich bald darauf in den Hausherrn verliebt und sich nachts bittere Vorwürfe deshalb macht. Die Passage, die er gerade liest, drückt Ängste und Verzweiflung aus, handelt von Einsamkeit, Liebe und Sehnsucht und ist so lebhaft geschrieben, daß der Leser aufs Äußerste ergriffen ist. Die Heldin entschließt sich, das Haus am nächsten Morgen für immer zu verlassen. Der Leser, der besser weiß als die Heldin, daß der Hausherr ihre Liebe erwidert, verspürt ein starkes Verlangen, schneller weiterzulesen, in der Hoffnung, daß sie ihren Entschluß doch noch einmal ändert. Der Romanautor aber bedient dieses Bedürfnis schlecht und fügt erst eine längere Passage ein, die von den früheren Ehen des Hausherrn und unaufgeklärten Rätseln seines Vorlebens berichtet und den bisher als sympathisch eingeführten Hausherrn in ein zweifelhaftes Licht rückt. Der Leser ertappt sich zunehmend bei Unaufmerksamkeiten, denkt während der Lektüre immer wieder an berufliche Pflichten, dringende Einkäufe und Telephonate, klappt das Buch schließlich zu und geht einer anderen Beschäftigung nach.

In diesem Beispiel ist der Leser einem ganzen Knäuel unterschiedlicher, parallel und sequentiell verlaufender Empfindungen ausgesetzt, die jedoch alle eines gemeinsam haben: Sie sind auf ein bestimmtes Ziel oder Ergebnis hin ausgerichtet.³⁸ Die Hoffnungen, Ängste, Sorgen und Sehnsüchte, die der Leser in bezug auf die Protagonistin hegt, sind sich in ihrer Struktur insofern ähnlich, als ihre Verlaufsprogramme alle den Antrieb zur weiteren Informationsbeschaffung enthalten und auf das implizite Ziel zusteuern, eine definitive Entscheidung über Gut oder Böse, gelungen oder nicht gelungen, Glück oder Unglück, dableiben oder fortgehen etc. zu fällen – einen ›Gestaltabschluß‹ zu erzielen, wie man auch formulieren könnte. Solche Emoti-

³⁸ Vgl. die Rede von »outcome-related emotions« in narrativen Kunstformen bei Ed Tan, Nico S. Frijda: Sentiment in Film Viewing. In: Carl Plantinga, Greg M. Smith (Hg.): Passionate Views. Film Cognition, and Emotion. Baltimore, London 1999, 48-64; hier 54f., in Anlehnung an die Theorien der Filmwissenschaftler Ed Tan (Emotion and the Structure of Film. Film as an Emotion Machine. Mahwah 1996) und David Bordwell (Narration in the Fiction Film. Madison 1985).

onsprogramme sind aus evolutionärer Perspektive spezifische Informationsbeschaffungsstrategien, Superprogramme für die Koordination v.a. kognitiver Submechanismen, die dann ausgelöst werden, wenn eine spezifische Ist-/Sollwert-Diskrepanz (eine »schlechte Gestalt«) vorliegt. Die Summe all dieser emotionalen Beteiligungen am Romangeschehen tritt als latente Anspannung und Unruhe des Lesers in Erscheinung; und als Tendenz zu weit-schweifiger Aufmerksamkeit oder Informationssuche – die unter Umständen auch dazu führen kann, daß die Aufmerksamkeit aus dem Romangeschehen heraus in die Alltagssituation führt. Die bewußte Handlung des Lesers, das Buch zuzuschlagen, ist folglich noch immer Teil der emotions-spezifischen Verlaufsprogramme: Die Suchimpulse der Emotionsprogramme melden, daß sie innerhalb der Romanhandlung keine befriedigend weiterführenden Informationen finden, und geben den Impuls, die Situation zu erweitern, neue Informationsgrundlagen zu beschaffen, die dem Drang nach Klarheit besser dienlich sind. Hat der Leser nun aber das Buch zugeschlagen, versiegt sozusagen die Quelle der emotionalen Auslöser, das Ziel wird irrelevant, die Anspannung läßt nach, die Emotionen werden abgebaut, quasi ohne an ihr »Ziel« gelangt zu sein.

Im dritten Beispiel findet meines Erachtens überhaupt kein »Realitätstest« im Sinne einer ontologischen Überprüfung des Stimulus statt. Der emotions-spezifische Relevanztest besteht vielmehr in einer ständigen Wiederholung der Situationseinschätzung nach dem spezifischen Ist-/Sollwert-Schema, d.h. in einer mehrfach wiederholten Ausführung des auslösenden Situationsdetektors. Der Relevanztest ist folglich nur sensibel für die Ist-/Sollwert-spezifischen Situationsmerkmale; gegenüber ihrem ontologischen Status hingegen ist er weitgehend unsensibel. Diese Immunität gegenüber Faktizitätsinformationen ist adaptiv insofern, als gerade kognitionsregulierende Makroprogramme (sozusagen »Informationsbeschaffungsemotionen«) zu Planungs- und Entscheidungszwecken eingesetzt werden. Das bedeutet, sie müssen mit hypothetischen, potentiellen, imaginierten etc. Voraussetzungen gleichermaßen operieren können. Zur programmatischen Informationsbeschaffung, wie ich ein bestimmtes Ziel erreichen kann, gehört genuin die Möglichkeit der Frage »Was wäre, wenn?« Die neuerliche Überprüfung der Ist-/Sollwert-Merkmale muß in diesem hypothetischen Szenarium funktionieren, so als wäre es Wirklichkeit, sonst wäre diese Überlegung zwecklos.³⁹ Das Subjekt *weiß* in einem solchen Fall natürlich, daß es im Als-ob-Modus denkt.⁴⁰ Dieses Wissen gehört jedoch nicht zum Emotionspro-

³⁹ Vgl. Cosmides, Tooby: Evolutionary Psychology and the Emotions (Anm. 15), 111.

⁴⁰ Zu der hier angesprochenen kognitiven »scope syntax« s. Leda Cosmides, John Tooby: Consider the Source. The Evolution of Adaptations for Decoupling and Metarepresentations. In: Dan Sperber (Hg.): Metarepresentations. A Multidisciplinary Perspective (Vancouver Studies in Cognitive Science 10). New York 2000, 53-115; hier 59; J. T., L. C.:

gramm (der Emotionsmechanismus »weiß« davon nichts), sondern ist in diesem Fall ein emotionsexterner kognitiver Vorgang.

Ich fasse zusammen: Verschiedene Emotionsprogramme unterscheiden sich erstens bezüglich des Zeitpunktes innerhalb des Verlaufprogramms, zu dem sie ggf. eine Überprüfung der pragmatischen Relevanz des Stimulus durchführen, und zweitens bezüglich des Ausmaßes, in dem sie daraus verhaltensregulierende Konsequenzen ziehen. Gewissermaßen der Standardfall ist der hier im zweiten Beispiel exemplifizierte Fall, daß (stimulusbezogenes) aktives Verhalten vermieden wird, die physiologischen Begleiterscheinungen aber weitgehend beibehalten werden. Das führt zu dem häufigen Eindruck »lediglich imaginiertes« Emotionen gegenüber Kunstwerken. Ein Extremfall ist demgegenüber der hier im ersten Beispiel exemplifizierte Fall, daß das Emotionsprogramm sich unverzüglich selbst zu Ende führt und somit den Körperzustand auf schnellst möglichem Wege wieder neutralisiert. Dies betrifft in erster Linie solche Emotionen, deren physische Begleiterscheinungen energieaufwendig sind. Der entgegengesetzte Extremfall, wie hier im dritten Beispiel veranschaulicht, betrifft vor allem solche Emotionen, deren Verhaltensdispositionen nicht streng stimulusbezogen sind, sondern einer weitergefaßten Verhaltensmotivation bezüglich der Gesamtsituation entsprechen. Hier kann es trotz einer rein kognitiven Stimulation auch zu aktivem Verhaltenoutput kommen.

Auf fiktionale Stimuli emotional zu reagieren, mag uns »irrational«⁴¹ vorkommen, entspricht aber unserer Alltagserfahrung. Schon Radford hatte abschließend darauf verwiesen, daß solche irrational-intuitiven Emotionsreaktionen häufiger vorkommen, z.B. in der Angst vor dem Tod (gemeint ist offensichtlich: vor dem Totsein, nicht die »rationalere« Angst vor dem Sterben). Auch diese Angst ist gewissermaßen eine Angst vor einer Attrappe: nämlich vor unserem Vorstellungsbild vom Totsein, das eine Reihe von Furchtreizen umfaßt (z.B. Bewegungsunfähigkeit, Empfindungslosigkeit, Kälte, monotone Ewigkeit). Gerade die »Irrationalität« solcher emotionaler Dispositionen aber ist ein starker Hinweis darauf, daß sie nur auf dem Umweg über die Phylogenese (über die »ultimaten Ursachen«) erklärt werden können. Eben dieses Verfahren allerdings scheint innerhalb der Geisteswissenschaften kaum vermittelbar. Eine geisteswissenschaftliche Argumentation für die verborgene Rationalität oder Nützlichkeit emotionaler Reaktio-

Does Beauty Build Adapted Minds? (Anm. 14), 20; Karl Eibl: Vergegenständlichung. Über die kulturstiftende Leistung der Sprache. In: Fotis Jannidis u.a. (Hg.): Regeln der Bedeutung. Zur Theorie der Bedeutung literarischer Texte (Revisionen 1). Berlin, New York 2003, 566-590 [Online-Ausgabe unter <http://www.lrz-muenchen.de/~eibl/Vergegenstaendlichung.html>]; und Eibl: Animal poeta (Anm. 17), 246-249.

⁴¹ Vgl. die Referate bei Levinson: Emotion in Response to Art (Anm. 3), 25f., und New: Philosophy of Literature (Anm. 6), 59f.

nen auf Literatur fragt typischer Weise nach den für uns (bewußt) spürbaren *Motivationen* oder rational konstruierbaren *Vorteilen* emotionaler Kunstrezeption (z.B. Verbesserung der »emotionalen Intelligenz«).⁴² Und selbst explizit dem evolutionsbiologischen Paradigma verschriebene Beiträge verwechseln allzuoft den allgemeinen »Nutzen« eines Verhaltens mit der entwicklungsgeschichtlichen Ursache.⁴³ Sinnvolle, nützliche oder »rationale« Reaktionen nach unseren Vorstellungen von rationalem Handeln aber sind unter Umständen völlig anderer Art als vorteilhafte (adaptive) Reaktionen nach Maßgabe der Reproduktion der Gene.⁴⁴ Die hier bemühte externe Argumentationsbasis eröffnet eben gerade die Möglichkeit, Aussagen über uns nicht bewußt zugängliche Vorgänge zu treffen, und empfiehlt sich deshalb als literaturpsychologische Heuristik, mit der sich diejenigen Aspekte des Literarischen oder Poetischen neu formulieren lassen, die früher einer (inzwischen zu Recht verabschiedeten) »Einfühlungsästhetik« vorbehalten waren und heute – unter der Dominanz des diskurs- bzw. kulturgeschichtlichen Paradigmas – weitgehend ausgeblendet werden.

⁴² Exemplarisch Willie van Peer: Toward a Poetics of Emotion. In: Mette Hjort, Sue Laver (Hg.): *Emotion and the Arts*. New York und Oxford 1997, 215-224. Diesbezüglich in einem seltsamen Schwebezustand: New: *Philosophy of Literature* (Anm. 6), 64-67.

⁴³ Siehe einige der Beiträge in: Brett Cooke, Frederick Turner (Hg.): *Biopoetics. Evolutionary Explorations in the Arts*. Lexington 1999. – Mit diesem Mißverständnis in der Doppeldeutigkeit des englischen Begriffs »adaptive« haben sich in klärender Weise auseinandergesetzt: John Tooby, Leda Cosmides: *The Past Explains the Present. Emotional Adaptations and the Structure of Ancestral Environments*. In: *Ethology and Sociobiology* 11 (1990), 375-424; hier 399-401.

⁴⁴ Zu diesem Argumentationskomplex s. Tooby, Cosmides: *The Past Explains the Present* (Anm. 43).